

Noblesse oblige?

Solschenizyn rechnet postum mit Joseph Brodsky ab

Aus Enttäuschung über den unaufhaltsamen politischen und moralischen Niedergang Russlands, enttäuscht aber auch über den Zerfall seines eigenen Ansehens als Vordenker und Fürsprecher der «russischen Idee», hat Alexander Solschenizyn schon vor einiger Zeit sein diesbezügliches publizistisches Engagement öffentlich aufgekündigt, um sich fortan vermehrt wieder literarischen Projekten zu widmen. Von einem Rückzug aus der *vita activa* kann freilich bei diesem Autor weiterhin keine Rede sein, hat er inzwischen doch mehrere seiner belletristischen und autobiographischen Werke in überarbeiteter, teilweise stark erweiterter Fassung neu herausgebracht und sich zudem, durch seine regelmässigen Beiträge für die kulturelle Monatsschrift «Nowyj Mir», als streitbarer Literaturkritiker profiliert.

Nachdem Solschenizyn unlängst in seiner ständigen Kolumne einen grossen, mit zahlreichen Textbeispielen und Anmerkungen befrachteten Essay über Joseph Brodsky vorgelegt hatte, ist er nun auch im literarischen Feld zum Mittelpunkt polemischer Auseinandersetzungen geworden. Dass ein Nobelpreisträger an einem andern Nobelpreisträger Kritik übt, ist an sich schon recht ungewöhnlich – ungewöhnlicher noch die Tatsache, dass die Kritik postum erfolgt, vom Angegriffenen also nicht erwidert werden kann. Freilich hat Solschenizyn, seinem messianistischen Selbstverständnis entsprechend, der dialogischen Auseinandersetzung schon immer den lehrhaften, wenn nicht rechthaberischen Monolog vorgezogen; doch was er hier vorführt, ist nicht weniger als die pamphletistische Verunglimpfung eines weltweit respektierten Kollegen, den er – Jahre nach dessen Tod – mit beispielloser persönlicher Ranküne auf das Kleinformat eines opportunistischen Trendliteraten herabmindert.

Kalt und negativ

Formal präsentiert sich Solschenizyns Essay als kritische Würdigung von Brodskys Versdichtung anhand einer einbändigen Werkauswahl. In üblicher Manier – unter Beiziehung vieler Zitate – werden Themen und Motive, Reimtechnik und Strophenbau, Metaphernbildung und Wirklichkeitsbezug abgehandelt, stets aber auch *gewertet*, und dies durchweg auf Grund subjektiver (ausser-

literarischer) Kriterien. Generell qualifiziert Solschenizyn die Dichtung Brodskys als kalt, selbstquälerisch, weltabgewandt, zynisch, schockierend, gottfern und menschenfeindlich, kurz: als zutiefst *negativ*. Viel ist von Brodskys Emotionen und Meinungen, von seiner menschlichen und politischen Haltung die Rede, wenig dagegen von seiner Schreibe als *Kunst*. Mit provokanter, womöglich bloss naiver Selbstverständlichkeit geht Solschenizyn davon aus, dass das lyrische Ich in Brodskys Gedichten durchweg mit der Person des Autors identisch sei und folglich auch dessen Selbstdarstellung, dessen Gedanken und Gefühle als authentisch zu gelten hätten: Der Gedichttext wird als Lebensdokument verkannt und entsprechend genutzt, also missbraucht.

«Die bei Brodsky in jedem Fall von aussen ausgedrückten Gefühle bewegen sich im engen Bereich einer unaustreibbaren Unbeteiligtheit und Kälte, eines trockenen Konstatierens und schroffer Analyse.» Grobschlächtige Sätze wie dieser sind bei Solschenizyn in beliebiger Anzahl namhaft zu machen, sie stehen für ein ebenso unbeholfenes wie intolerantes Denken, das vielleicht in der politischen Rede, nicht aber im literaturkritischen Diskurs sich bewähren kann. Nicht Erkenntnisgewinn, auch nicht kritische Einsicht vermittelt Solschenizyn, wenn er – ein paar wenige Beispiele seien hier noch angeführt – Brodskys Liebeslyrik («Sonette an Mary Stuart») als eine «Aufreihung mondäner Reverenzen», als «kleinkariertes Gockeltum» und insgesamt als «Profanierung nicht nur des Themas, sondern gleichzeitig auch der Sonettform» abtut; wenn er dem Autor seinen angeblichen «Hang zum Redeschwall bis zum Gehnichts mehr» vorwirft und als Beleg dafür bei jedem längeren Gedicht die Anzahl der Verse angibt; oder wenn er feststellt, dass es bei Brodsky «beliebig viele überzogene, verzerrte, zerrissene Phrasen» gibt, die jeglichen «transparenten Sinn» verstellen und ausserdem «die Dichtung umfangmässig aufblasen, sie formal ausufernd lassen», so dass zuletzt – wörtlich – «Autor wie Leser nur mit Mühe ihre Füsse herausziehen können wie aus durchwuchertem Gras».

Solschenizyn scheut sich im übrigen nicht, die von ihm aufgezeigten formalen Mängel und thematischen Engführungen auf Brodskys *Charakter* und seinen Habitus als Autor zurückzuführen –

elitär, snobistisch, artistisch, ironisch, intellektualistisch, internationalistisch sind die stets wiederkehrenden Epitheta dafür, und all diese Eigenschaften (sowie andere mehr) werden schliesslich dem Individualismus «westlicher» Prägung zugeordnet, dem Brodsky ganz und gar verfallen gewesen sei, der ihn dem russischen Geist, der russischen Sprache, der russischen Erde entfremdet, ihn «organisch» vereinzelt habe. Brodsky einen «Meister der russischen Sprache» zu nennen sei «recht problematisch», meint Solschenizyn, da er allzu viele Fremd- und Kunstwörter zulasse und allzu oft der Grammatik, der Syntax Gewalt antue; ausserdem habe er sich nicht nur von der «russischen literarischen Tradition» abgekoppelt, sondern auch vom «inneren Geist der russischen Geschichte», um sich einerseits der vorchristlichen Antike, andererseits der anglo-amerikanischen Moderne zuzuwenden.

Ungute Erinnerungen

Solche Kritik erinnert ungut, aber unabweisbar an den Vorwurf des «Formalismus» und «Kosmopolitismus», mit dem einst stalinistische Kulturfunktionäre «wurzellose» Künstler und Intellektuelle als «volksfremd» denunziert haben. Solschenizyns Häme gegenüber Brodsky geht aber noch bedeutend weiter. Als *Opfer* des Stalinismus, der viele Jahre im Arbeitslager verbracht hat, danach als «Dissident» verfolgt und schliesslich aus der UdSSR ausgebürgert wurde, macht sich Solschenizyn lustig über Brodskys «völlig kindische» (sic!) Verbannungsstrafe, die ursprünglich

auf fünf Jahre Lagerhaft lautete, dann aber auf siebzehn Monate «dörflichen Exils» reduziert wurde. Und mehr als dies: Solschenizyn hält seinem verstorbenen Schriftstellerkollegen und Schicksalsgenossen vor, er habe sich politisch niemals engagiert, geschweige denn exponiert, auch sei er nicht des Landes verwiesen worden, sondern habe es freiwillig verlassen, ohne je wieder dahin zurückzukehren: «Der Westen! Nur der Westen ist ihm lieb . . .»

Solschenizyns erbarmungslose Kollegenschelte erweist sich mithin, bei aller persönlichen Geiztheit, als eine verkappte Pauschalkritik an der westlichen Welt und ihren dominanten Wertvorstellungen. Gewiss ist der «Westen» kritisierbar, und er verfügt ja auch durchaus über ein selbstkritisches Potential; ihn jedoch stellvertretend in Gestalt eines der grossen Autoren heutiger Weltpoesie abzustrafen ist ebenso ungerecht wie lächerlich. «Man soll den Dichter nicht mit seinen eigenen Versen schlagen!» Dieses elementare Gebot – die Lyrikerin Inna Lisnjanskaja hat es vor kurzem in einem Interview mit der Moskauer «Literaturnaja Gaset» formuliert – müsste dem christlichen Humanisten und selbsternannten Literaturpapst Solschenizyn zu denken geben. Die Frage ist nur, wieweit er sich der Anstrengung des Denkens unterziehen mag; denn das Verstehen ist vorab eine Frage des Wollens und nicht des besseren Wissens.

Felix Philipp Ingold